

literatur für leser:innen

21

1

44. Jahrgang

Poetische Taxonomien.
Literarische (Un-)Ordnungen
der Natur

Herausgegeben von Felix Lempp,
Antje Schmidt und Jule Thiemann

Mit Beiträgen von Ludwig Fischer,
Laura Isengard, Andrea Schütte,
Anna Staab und Yvonne Pauly



PETER LANG

Inhaltsverzeichnis

Felix Lempp / Antje Schmidt / Jule Thiemann

Poetische Taxonomien. Eine Einführung mit Christian Morgenstern _____ 1

Ludwig Fischer

Poesie des Benennens. Über den Gebrauch von Namen und Zuschreibungen
in Nature Writing _____ 11

Laura Isengard

„Dinge[], die niemand kennt.“ – Adalbert Stifters *Kazensilber* (1853)
und die Kunst der Unterscheidung _____ 31

Andrea Schütte

Das Pflanzenreich ordnen. Paul Scheerbart im Botanischen Garten _____ 49

Anna Staab

Ordnungen im Nebel: Alexander Giesches Inszenierung von Max Frischs
Der Mensch erscheint im Holozän am Schauspielhaus Zürich (2020) _____ 67

Yvonne Pauly

Philologische Taxonomien: Literaturwissenschaftliche (Un-)Ordnungen
zeitgenössischer Naturlyrik. Ein Werkstattbericht _____ 87

literatur für leser:innen

- herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Serena Grazzini, Carsten Jakobi,
Frederike Middelhoff, Bernhard Spies, Christine Waldschmidt, Sabine Wilke
- Peer Review: Literatur für leser:innen ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden
Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber:innen weitergegeben und von
allen begutachtet. Jede:r Herausgeber:in hat ein Vetorecht.
- Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Gontardstraße 11,
10178 Berlin
Telefon: +49 (0) 30 232 567 900, Telefax +49 (0) 30 232 567 902
- Redaktion der
englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130,
University of Washington, Seattle, WA 98195, USA
wilke@u.washington.edu
- Redaktion der
deutschsprachigen Beiträge: Dr. Ingo Cornils, Professor of German Studies, School of Languages,
Cultures and Societies, University of Leeds, Leeds LS2 9JT, UK
i.cornils@leeds.ac.uk
- Erscheinungsweise: 3mal jährlich
(März/Juli/November)
- Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 69,50; Jahresabonnement für Studenten EUR 30,50;
Einzelheft EUR 33,95. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung.
Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt
werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck,
Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und
Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch aus-
zugsweise – bleiben vorbehalten.

PETER LANG



Die Online-Ausgabe dieser Publikation ist Open Access verfügbar und im Rahmen der Creative Commons Lizenz
CC-BY 4.0 wiederverwendbar. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Poesie des Benennens. Über den Gebrauch von Namen und Zuschreibungen in Nature Writing

Abstract

Wer über Natur – genauer: von seinen Naturwahrnehmungen schreiben will, muss die wahrgenommenen ‚Dinge‘ benennen. Zutreffend benennen. Für sehr viele Naturscheinungen, denen wir begegnen können, halten die verschiedenen Sprachen und Kulturen Namen bereit, die hunderte oder tausende von Jahren alt sind. Aber nicht nur die Taxonomie operiert mit neuen ‚Kunstnamen‘. Wenn man von der naturwissenschaftlichen Taxonomie absieht, gerät man auch im Hochdeutschen in ein Wirrwarr alter und junger, gültiger oder bezweifelter Benennungen. Noch unübersichtlicher wird es für das ‚richtige Benennen‘, wenn man die dialektalen Namen einbezieht. Für die Brennessel haben die Sprachwissenschaftler und -wissenschaftlerinnen im deutschen Sprachraum vor gut 80 Jahren über 1100 Namen gesammelt. Wie geht mit einem solchen Befund um, wer NaturLiteratur schreibt? Was ergibt ein genauer Blick auf Texte eines New Nature Writing? Über literarästhetische Strategien des Benennens, mit Beispielen.

1. Nature Writing und die treffenden Wörter

Für den anglo-amerikanischen Begriff *Nature Writing* gibt es noch keine deutschsprachige Entsprechung. Gleiches gilt für das Französische, das Italienische, das Spanische usw. Als der Deutsche Preis für Nature Writing aus der Taufe gehoben wurde, haben wir uns lange Debatten über eine Eindeutschung des Terminus geleistet, ohne schlüssiges Ergebnis. Das hängt selbstverständlich auch damit zusammen, dass es in der deutschsprachigen Kultursphäre eben keine vergleichbare, signifikante Tradition eines ‚Schreibens von der Natur‘ gibt – die deutschsprachige ‚Naturlyrik‘ beispielsweise ist etwas sehr anderes als die britische oder nordamerikanische *Nature Poetry*.¹

Bleiben wir also beim fremdsprachigen Begriff, mit dem aber keineswegs unstrittig ist, was – in der deutschen Literatur und generell – zu Recht als Nature Writing gelten könne. Die Klassifikation eines Textes als Nature Writing bedeutet eben nicht die Zurechnung zu einem formal oder texttheoretisch definierten Genre. Vielmehr handelt es sich um eine Zuschreibung, eine in Paratexten und öffentlichen Debatten vorgenommene, weder wissenschaftlich noch literaturstrategisch festgelegte, zudem nicht ‚eindeutige‘ und endgültige Zuordnung zu einem offenen Korpus von Texten, denen eine Reihe von thematischen, schreibstrategischen, literarästhetischen und auch intentionalen Merkmalen zukommt.²

1 Vgl. Ludwig Fischer: *Natur im Sinn. Naturwahrnehmung und Literatur*. Berlin 2019, S. 213 ff. Zur Differenz der anglo-amerikanischen und der deutschen Tradition jetzt auch Cord Riechelmann: Nature ist nicht Natur. Von der Überlegenheit der englischen und amerikanischen Literatur. In: *Dritte Natur*. 04/2021, H. 2, S. 7–90.

2 Dazu für den deutschsprachigen Raum Fischer: *Natur*, S. 45ff; Gabriele Dürbeck/Christine Kanz: Gibt es ein deutschsprachiges Nature Writing? Gebrochene Traditionen und transnationale Bezüge. In: *Deutschsprachiges Nature Writing von Goethe bis zur Gegenwart. Kontroversen, Positionen, Perspektiven*. Hrsg. von dens. Stuttgart 2020, S. 1–37; Christine Kanz: Nature Writing oder ‚Kritisches Naturschreiben‘? Plädoyer für eine

Zu den kaum strittigen Minimalbestimmungen von Nature Writing zählt, dass eine reale, verifizierbare Person als Autor oder Autorin im Sinn des autobiografischen Schreibens zugleich Erzähler/Erzählerin wie Autor/Autorinnen-Figur im Text ist und dass dieser verbürgte Erzähler/diese verbürgte Erzählerin glaubhafte, ja womöglich verifizierbare Wahrnehmungen in und an dem wiedergibt, was wir ‚Natur‘ nennen.³ Deshalb enthält fiktives Nature Writing ein grundlegendes Problem – dazu später einige Anmerkungen.

Wer über Natur – genauer: von seinen Naturwahrnehmungen in überzeugender Weise schreiben will, muss die wahrgenommenen ‚Dinge‘ benennen. Zutreffend benennen. Das mag als Banalität gelten, aber in unseren Zeitläuften verliert das Vermögen, Naturerscheinungen mit eingeführten Wörtern und Namen zu benennen, zunehmend jede Selbstverständlichkeit. Robert Macfarlane, der wohl bekannteste Autor des zeitgenössischen englischen Nature Writing, hat nicht nur ein berühmtes, aber unübersetzbares Buch mit dem Titel *Landmarks* über die zumeist ausgestorbenen, unerhört differenzierten, regionalen Bezeichnungen etwa für Einzelercheinungen in moorigem Gelände oder an Küsten geschrieben.⁴ Sein Bestseller *Lost Words*⁵ (deutsch *Die verlorenen Wörter*⁶) bietet eine Gedichtsammlung als einen poetischen „Beschwörungszauber“ gegen das Verschwinden so einfacher Wörter wie Otter, Natter, Blauglöckchen, Zaunkönig (diese und weitere Beispiele führt Macfarlane fürs Englische an)⁷ nicht nur aus den Wörterbüchern, sondern aus dem kollektiven Gedächtnis. Ich könnte eine ganze Liste fürs Deutsche vorlegen. Schulkinder können mit großer Sicherheit weit mehr Automarken bestimmen als Bäume in einem Park oder Wald.⁸ Die allermeisten Erwachsenen können keine einzige Grasart benennen, keinem einzigen Raubvogel im Flug einen zutreffenden Namen geben, selbst hochdekorierte Autoren und Autorinnen verwechseln Möwen und Seeschwalben⁹ oder Raben und Krähen oder Seggen und Binsen. Dem wahrhaftig dramatischen biologischen Artensterben, das uns mehr bedroht als jede Pandemie, entspricht eine ebenso dramatische kulturelle Verödung der Sprache ‚in Natursachen‘.

Das kulturelle Artensterben hat übrigens noch ganz andere Dimensionen – von den etwa 9.000 Sprachen, die vor einigen hundert Jahren auf dem Globus noch gesprochen wurden, sind tausende schon ausgestorben, und mit ihnen die spezifischen Kulturen. Sprachforscher und Sprachforscherinnen schätzen, dass am Ende des begonnenen Jahrhunderts womöglich die Hälfte der einst lebendigen Sprachen verschwunden sein wird.¹⁰ Allein schon die digitale Technik treibt dieses kulturelle

neue Kategorie. In: *Non Fiktion. Arsenal der anderen Gattungen. Thema: Ökologie*. Hrsg. von Christian Meierhofer/Alexander Kling 16/2021, H. 1, S. 211–240; Bernhard Malkmus: Staunen und Erschrecken. Nature Writing und *Der Schneeleopard* von Peter Matthiessen. In: *Berg 2023. Alpenvereinsjahrbuch*, S. 244–253, hier S. 245–247.

3 Vgl. Fischer: *Natur*, S. 45 f.

4 Robert Macfarlane: *Landmarks*. London 2015.

5 Robert Macfarlane: *Lost Words*. London 2017.

6 Robert Macfarlane: *Die verlorenen Wörter. Ein Buch der Beschwörungen*. Berlin 2018.

7 Ebd. [S. 3].

8 Vgl. Helmut Schreier: *Bäume. Streifzüge durch eine unbekannte Welt*. Hamburg 2004, S. 23 ff.

9 Vgl. Uwe Timm: *Vogelweide*. Köln 2013, S. 288 f. u.ö.

10 Es gibt den Atlas der gefährdeten Sprachen der UNESCO. Vgl. die digitale Version: Christopher Moseley: *UNESCO Interactive Atlas of the World's Languages in Danger*, <https://unesdoc.unesco.org/ark:/48223/pf0000187026> (24.01.2023).

Aussterben gnadenlos voran. Mit den sprachlichen Benennungen werden je besondere Formen und Strategien der Weltwahrnehmung und Weltdeutung ausgelöscht. Deshalb kämpfen Vertreter und Vertreterinnen indigener Ethnien, deren eigenständige Sprachen gefährdet oder weitgehend verloren sind, inzwischen für die ‚Wiederbelebung‘ ihrer Sprachen, und dies nicht nur, um die soziale und kulturelle Identität der Gemeinschaft zu bewahren. Sondern immer stärker verstehen die Indigenen ihren Einsatz für die je spezifische Sprache auch als einen unmittelbar politischen Widerstand gegen die Denk- und Sprachhoheit der dominanten, als bedrohlich empfundenen Kulturen, die eben nicht nur sprachliche Ausdrucksmöglichkeiten zerstören – bis vor rund 30 Jahren war den Indigenen etwa in Kanada der Gebrauch ihrer Muttersprachen verboten, den Kindern wurde in Internaten die Verwendung der fremden, amtlichen Sprache aufgezwungen. Viele indigene Ethnien sehen in ihren traditionellen Sprachen fundamentale Alternativen zum Welt- und Naturverständnis ‚westlicher‘ Kulturen, das in die globale ökologische Krise geführt hat.¹¹ Die sprachliche und kulturelle Diversität soll *andere* Wahrnehmungs- und Ausdrucksmöglichkeiten, damit auch andere Handlungsperspektiven eröffnen, als die aggressiv durchgesetzten Deutungs-, Verständigungs- und gesellschaftlichen Steuerungsmonopole der weltweit ‚siegreichen‘ Gesellschaften bieten. Das heißt: Die Praxis des Benennens wird gerade im Hinblick auf das Naturverhältnis als ein entscheidender Schlüssel für den ‚Zugang zur Welt‘ gesehen. Damit ist weniger eine Entsprechung zur geläufigen eurozentrischen sprachphilosophischen Bestimmung des Verhältnisses von Sprache und Denken angezielt, sondern die Beziehung von manifester *Sprachstruktur*, semantischer Logik und situativer Artikulation zur *konkreten* Welterfahrung und Lebenspraxis.¹²

Die damit berührte Problematik der kulturellen *Praxis* des Benennens betrifft aber nicht nur die in genauerem Sinn interkulturellen Konflikte. Sie ist auch innerhalb unserer ‚westlichen‘ Kulturkreise präsent, erscheint zwangsläufig auch in Nature Writing, folgerichtig auch gleich zu Anfang dieser literarischen Traditionslinie. Ein Beispiel: Henry David Thoreau schreibt in *Wilde Früchte* mit einer wahrhaft unerhörten Genauigkeit und Ausführlichkeit von den wilden Erdbeeren, ihren verschiedenen Standorten in seiner Umgebung, ihrem Wuchs, ihren Reifezeiten, ihrem Geschmack und Duft, von seinen Erkundungen beim Beerenpflücken, aber auch von den indianischen Namen für dieses Gewächs – meistens der Form der Frucht wegen verschiedene Varianten von ‚Herzbeere‘.¹³ Und er erwähnt die üppigen Vorkommen der (europäischen) wilden Erdbeere in Lappland und schlägt schließlich vor:

But let us not call it by the mean name of ‚strawberry‘ any longer because in Ireland or England they spread straw under their garden kinds. It is not that to the Laplander or the Chippewayan; better call it by the Indian name of heart-berry, for it is indeed a crimson heart which we eat at the beginning of summer to make us brave for all the rest of the year, as Nature is.¹⁴

11 Dazu detailliert und anschaulich die indigene Botanikerin Robin Wall Kimmerer: *Geflochtenes Süßgras. Die Weisheit der Pflanzen*. Berlin 2021, insbes. S. 62–76.

12 Vgl. ebd., S. 68–72.

13 Henry David Thoreau: *Wilde Früchte. Wild Fruits*. Hg. v. Bradley F. Dean. Zürich 2000, S. 18 f.

14 Henry David Thoreau: *Wild Fruits*. New York/London 1999, S. 17. Die deutsche Übersetzung dieser Passage weicht stark vom Urtext ab (Thoreau: *Wilde Früchte*, S. 20) und kappt den Text um die im erörterten Zusammenhang entscheidenden Bestandteile, vor allem weil die von Thoreau vorgenommene Ableitung des englischen ‚strawberry‘ im deutschen ‚Erdbeere‘ keine Entsprechung findet. Zu einer Re-Interpretation

Thoreaus allegorische Auslegung des (übersetzten) indigenen Namens ‚heartberry‘ entfernt diese Benennung aber gerade von der konkreten Referenz im indianischen Wort und weist dadurch zumindest indirekt auf unterschiedliche Sprachmodelle.¹⁵

Unterschiedliche Modellierungen bei der Benennung gibt es nun aber auch innerhalb ein und derselben Sprache – hätte Thoreau seine Bemerkungen zu wilden Erdbeeren in Lappland mit einer Kenntnis skandinavischer Sprachen unterfüttern können, dann hätte er angeführt, dass zum Beispiel im Schwedischen die hochsprachliche Benennung für wilde Erdbeeren – *smultron* – aus einer völlig anderen sprachlichen Wurzel stammt als diejenige für Garten- und Zuchterdbeeren – *jordgubbar*.¹⁶ Solche Unterscheidungen aber entstehen aus den *lebenspraktischen* Bedeutungen des Bezeichneten – Thoreaus schwärmerische ‚Übertreibung‘ in seiner übernommenen Angabe zu wilden Erdbeeren in Lappland – „wo, so steht es in den Büchern zu lesen, die grauen Felsen, die die geduckten Hütten der Lappen überragen, ‚vor wilden Erdbeeren buchstäblich dunkelkarmesinrot erröten [...]‘¹⁷ – bezeugt die große Relevanz dieser Früchte für die halbnomadischen Sami, die, zu einem guten Teil noch Jäger und Sammler, auf die relativ früh im Jahr verfügbaren Vitaminspender angewiesen waren, wie in geringerem Maße auch die vordringenden skandinavischen Siedler und Siedlerinnen.

Die Entscheidung für eine ‚hochsprachlich‘ vorherrschende Bezeichnung einer Naturerscheinung bietet offenbar nur eine relative Sicherheit bei der Benennung, nämlich solange man sich nicht auf eine wissenschaftlich etablierte Genauigkeit einlässt und eine gewisse interkulturelle Unbekümmertheit an den Tag legt.

2. „Je näher man ein Wort ansieht, desto ferner sieht es zurück.“¹⁸

Thoreau ging offenbar davon aus, dass die wilden Erdbeeren in Europa, so auch in Lappland, derselben Spezies angehören wie die amerikanischen, denen er sich in Concord so intensiv widmete. Dem ist aber nicht so. Nicht nur ist *strawberry* keineswegs gleich *strawberry*, wenn man nordamerikanische wilde Erdbeeren, die Thoreau so hymnisch pries, neben (inzwischen weltweit verbreitete) Zucht- und Gartenerdbeeren stellt: Thoreaus wilde Erdbeeren gehören der botanischen Art *Fragaria virginiana* an (in Deutschland als Scharlach-Erdbeere bezeichnet), die großfruchtigen

von ‚Wild Fruits‘ vgl. den wichtigen Aufsatz von Laura Dassow Walls: *Articulating a Huckleberry Cosmos: Thoreau’s Moral Ecology of Knowledge*. In: *Thoreau’s Importance for Philosophy*. Hrsg. von Rick Anthony Furtak/Jonathan Ellsworth/James D. Reid. New York 2012, S. 91–111. <https://doi.org/10.5422/fordham/9780823239306.003.0006>. Diesen Hinweis verdanke ich Bernhard Malkmus.

15 Zu Aspekten dieser grundlegend verschiedenen Sprachmodelle vgl. Kimmerer: *Süßgras*, S. 69 u. 71 f.

16 Dazu der schöne Artikel von Jan Anward: FTiKultur: Sanningen om smultron, <https://old.liu.se/ikk/medarbetare/jan-anward/fti-kultur/sanningen-om-smultron?l=sv> (24.01.2023). Anward weist darauf hin, dass ‚smultronstället‘ (‚die Stelle, an der es wilde Erdbeeren gibt‘) im übertragenen Sinn bedeutet: ‚der Platz, an dem ich finde, was ich haben möchte‘ (daher der Titel von Ingmar Bergmans Film ‚Smultronstället‘, dt. ‚Wilde Erdbeeren‘, was eben nur wortwörtlich stimmt). Die symbolische Bedeutung erwächst nun einmal aus der lebenspraktischen – „In das Verhältnis von Sprache und Denken drängt sich daher unausweichlich das praktische Leben. Die Frage, wie ein sprachliches Muster das Denken beeinflusst, muss man deshalb als die Frage stellen, wie das Denken sich in den Tätigkeiten ausnimmt, in die das Muster eingebettet ist.“ (ebd.)

17 Thoreau: *Wilde Früchte*, S. 20.

18 Karl Kraus. In: *Die Fackel*. Nr. 326/327/328, XIII. Jahr. 8. Juli 1911, S. 44 (Reprint München 1968 ff. Band 6).

Plantagen- und Beeterdbeeren sind aus einer Kreuzung hervorgegangen, nämlich derjenigen von *Fragaria virginiana* mit der aus Chile stammenden, ebenfalls octoploiden (mit achtfachem Chromosomensatz versehenen) *Fragaria chiloensis*. Die Zuchterdbeere, von der es hunderte Sorten gibt, wird taxonomisch klassifiziert als *Fragaria x ananassa*.¹⁹

Die europäische, kleinfruchtige Walderdbeere *Fragaria vesca* wird immer noch, nicht nur in Skandinavien und den osteuropäischen Ländern, fast ausschließlich durch Wildsammlung genutzt. Inzwischen hat man sie aber mit *Fragaria x ananassa* gekreuzt, wohl um den Geschmack der sehr viel weniger aromatischen Zuchterdbeeren aufzubessern. Die Hybride wird taxonomisch als *Fragaria x vescana* definiert.

Umgangssprachlich scheint im Deutschen, ähnlich wie bei Thoreau, eine gewisse Oberflächlichkeit und Ungenauigkeit zu herrschen: Die verschiedenen Arten der Gattung *Fragaria* – über 20 – und die Hybride sind sämtlich ‚Erdbeeren‘, die – keineswegs einheitlich gebrauchten – deutschen Artnamen, die es für einige der botanisch definierten Arten gibt, sind eine Sache für wissenschaftlich, gärtnerisch, kommerziell Interessierte, für ‚Fachleute‘.

Aber der vorgeblich eindeutige, umgangs- und auch literatursprachlich vorherrschende Name stellt sich, schaut man genauer nach, als eine jener normsprachlichen Abstraktionen dar, aus denen die ‚deutsche Standardsprache‘ zu großen Teilen besteht: Sie abstrahiert von der enormen Anzahl regionaler bzw. dialektaler Bezeichnungen für die eine Pflanze bzw. Pflanzengruppe, die eben nur ‚hochsprachlich‘ einheitlich Erdbeere heißt. Bereits 1882 hatten Gelehrte Dutzende von ‚Trivialnamen‘ – also dem sogenannten Volksmund abgelauschte – zusammengestellt:

Aardbeeren (Unterweser), Aelberte, Albeere, Arbern (Fallersleben, Göttingen), Arpel (bezogen auf die Frucht Göttingen), Baschierper (Siebenbürgen), rote Besinge (Mark Brandenburg), Büschierpern (Siebenbürgen), Ebbeere (St. Gallen) Eberi (Schweiz), Ebern (Schweiz), Erbeern (Holstein), Eerbier (Mecklenburg), Elber (Aachen), Elberken, Erbel (Schwaben, Darmst. a. Eifel), Erbeer (mittelhochdeutsch), Erber (Augsburg, mittelhochdeutsch), Erbere (mittelhochdeutsch), Erbern (mittelhochdeutsch), Erbir (mittelhochdeutsch), Erbirbaum (mittelhochdeutsch), Erdbeeri (Bern), Erdberenboem (bereits 1507 erwähnt), Erdbese (mittelniederdeutsch), Erdbiere (mittelhochdeutsch), Erdebeeren (Elsass), Erpber (mittelhochdeutsch), Erpeln (Waldeck), Erper (mittelhochdeutsch), Erpern (mittelhochdeutsch), Erperstaud (mittelhochdeutsch), Erpher (mittelhochdeutsch), Erpir (mittelhochdeutsch), Erpern, Errberkraut, Erthebere (mittelhochdeutsch), Grasbiel (Iglau), Haarbeere, Ihrbär (Mecklenburg), Knickbeeren (Erzgebirge), Lastbeere, Majuse (Hessen am Vogelsberg), Preschtling (nur sing., m.) (Württemberg), Pröpstling (Österreich), Roaper (Kärnten), Ropperen, Rotber (althochdeutsch) Rotbere (althochdeutsch), Rotpir (althochdeutsch) und Rothbeere (Österreich, Bayern, Tirol, Krain).²⁰

3. Die tote und die lebendige Arbeit

Es erscheint selbstverständlich und völlig ‚alternativlos‘, dass in einer Literatur, die sich an ein diffuses, mehr oder weniger scharf durch die Reichweite der ‚Hochsprache‘

¹⁹ Vgl. dazu nur den Wikipedia-Eintrag: <https://de.wikipedia.org/wiki/Erdbeeren> (24.01.2023). Vgl. Kim E. Hummer/Nahla V. Bassil/Wambui Njuguna: Kapitel 2 ‚Fragaria‘ in: *Wild Crop Relatives: Genomic and Breeding Resources: Temperate Fruits*. Hrsg. von Chittaranjan Kole. Band 6. Heidelberg 2011, S. 17–44, sowie George M. Darrow (Hrsg.): *The Strawberry. History, Breeding, and Physiology*. New York 1966.

²⁰ Ebd. Zitat aus Georg August Pritzel/Carl Jessen: *Die deutschen Volksnamen der Pflanzen. Neuer Beitrag zum deutschen Sprachschatze*. Hannover 1882, S. 153.

begrenztes Publikum wendet, die regional oder lokal verwendeten ‚Sondernamen‘ nicht benutzt werden. Viele von ihnen sind ohnehin verschwunden, nur noch in den sprachwissenschaftlichen Archiven als Sprachmumien verwahrt, denn die lebendige Verwendung der Dialekte oder regionalen Eigensprachen geht immer weiter zurück. Weshalb sollte sich also Nature Writing, das sich zwangsläufig auf eine standard-sprachliche Leserschaft ausrichtet, überhaupt um die mundartlichen, fast ausschließlich mit dem gesprochenen Wort weitergegebenen Benennungen kümmern? Deren Schicksal ist, in Zeitläuften der überhandnehmenden digitalen Kommunikation allemal, besiegelt.

Ein Buch wie Macfarlanes *Landmarks*, mit seinen Totenlisten der nicht mehr benutzten, verschwundenen Benennungen, zwingt aber zu der Einsicht, dass die abgestorbenen Wörter eine Genauigkeit der Wahrnehmung zur Sprache brachten, die mit den nicht mehr gebrauchten Wörtern verloren ist. Es geht dabei ja nicht nur um fachsprachliche Ausdrücke, die etwa zu erledigten Handwerken und Alltagspraktiken gehörten. Wo je besondere Wörter für feinste Unterscheidungen an Naturphänomenen zur Verfügung stehen, dann besteht gewissermaßen ihr Sinn darin, diese Unterscheidungen ‚wahr werden‘ zu lassen, die jeweilige Besonderheit des Wahrgenommenen ‚realisieren‘ zu können. Wenn – ein gern angeführtes Beispiel – in Inuit-Sprachen mehr als ein Dutzend ganz verschiedene Wörter für bestimmte Erscheinungsformen von Schnee gebraucht werden, dann korrespondiert dieses Sprachpotenzial der Fähigkeit, die unterschiedenen ‚Realitäten‘ von Schnee als solche wahrzunehmen und mit ihnen umzugehen.

Macfarlane etwa führt in dem Kapitel *Waterlands* zur Realität von *Moving Water* im Glossar viele regionalsprachliche, zumeist veraltete oder untergegangene Wörter an, die genaue Unterscheidungen von Größe, Geschwindigkeit, Richtung, Umgebung eines fließenden Wassers zu bezeichnen erlaubten. Ein paar herausgegriffene Vokabeln: In East Anglia wurde mit „*currel*“ ein kleiner Fluss von einem „*drindle*“ unterschieden, der für „*diminutive run of water, smaller than an currel*“ stand, während „*aker*“ einen „*turbulent current*“ bezeichnete und „*pow*“ benutzt wurde für „*naturally sluggish, slow-moving stream, generally with muddy bottom*“.²¹ Je länger die hochsprachliche Umschreibung für ein ungebräuchliches Wort ist, desto offenkundiger wird die Differenziertheit der Wahrnehmung, wie sie sich auch im (häufig eben untergegangenen) regionalen oder tätigkeitsbezogenen Wortschatz zeigt.

Regionale, umgangs- bzw. anderssprachliche oder dialektale Wörter und Wendungen für ganz bestimmte Naturerscheinungen ermöglichten also eine Genauigkeit des Benennens, die hochsprachlich oft nur durch aufwändige Umschreibungen zu erreichen ist. Nature Writing ist aber gerade auf Genauigkeit und präzise, möglichst ‚umstandslose Präsenz‘ der Naturwahrnehmung in Sprache angewiesen. Deshalb kommt es immer wieder vor, dass Nature Writers zu lokal oder regional spezifischen Ausdrücken oder zu sehr seltenen, alten oder anderssprachlichen Wörtern greifen, um eine bestimmte ‚Naturausgabe‘ oder einen besonderen sinnlichen Eindruck zu vergegenwärtigen.

Judith Schalansky hat berichtet, dass sie sich für die Ausarbeitung ihres Textes über die Landschaft ihrer Kindheit am Flüschen Ryck bei Greifswald eigens ein altes,

21 Macfarlane: *Landmarks*, S. 119–137.

teures Wörterbuch antiquarisch beschafft habe, das eine Vielzahl von ungebräuchlichen Bezeichnungen für Farbnuancen enthält. Sie wollte die Eindrücke ihrer Begehungen auch dadurch ästhetisch ‚angereichert‘ wiedergeben, dass sie zahlreiche, sehr fein differenzierende Farbwörter verwendete. Ihr Text ist nicht zuletzt des ‚sinnlichen Reichtums‘ wegen gelobt worden, zu dem die exquisiten, ungewöhnlichen und mit einer historischen Patina versehenen Farbbezeichnungen beitragen. Von Schalanskys Nature Writing-Etüde ist noch zu sprechen.

Jenseits einer solchen Anreicherung eines Textes aus literarästhetischen Motiven können aber Nature Writers oft gar nicht umhin, spezielle regionale oder dialektale Benennungen für Naturphänomene in ihren Texten zu verwenden, weil es eine standardsprachliche Entsprechung gar nicht gibt. Weil sich Nature Writing ganz grundsätzlich auf die Wahrnehmung und Erkundung eines *bestimmten*, zeitlich und räumlich identifizierbaren und begrenzten Naturensembles, einer lebensweltlich *verorteten* Naturerscheinung gründet,²² stehen für die Benennung spezifischer Eigenheiten und Erscheinungsformen des Wahrgenommenen nicht selten nur Wörter zur Verfügung, die regional- oder eigensprachlich an das räumlich oder tätigkeitsbezogenen *begrenzte Vorkommen* der Erscheinungen gebunden sind – salopp gesprochen: ‚Spezialausdrücke‘, sprachliche ‚Besonderheiten‘, manchmal auf dem Feld der zumeist vormoderne Fach- und Sondersprachen, oft aber auch Mundarten zuzuordnen. Das zu konstatieren, nimmt sich auf den ersten Blick wie eine Banalität aus – lokal oder auch ökosystemar spezifische Phänomene (wie entsprechend die speziellen Objekte und Tätigkeiten in bestimmten Berufen, Handwerken, Erfahrungsräumen) finden eben ihre ‚Repräsentation‘ in lokal oder sozial eingegrenzten Sprachformen.

Diese sprachanalytische Binsenweisheit kann aber für Nature Writing eine erhebliche Spannung erzeugen: diejenige zwischen der rezeptionsstrategischen Ausrichtung auf ein diffuses, leidlich gebildetes und wenigstens allgemein an ‚Naturthemen‘ interessiertes Lesepublikum einerseits und der Vermittlung eines unter Umständen sehr speziellen Erfahrungsraums, nicht zuletzt durch die erforderlichen sprachlichen Besonderheiten.

Der Landschaftspfleger und Schriftsteller Bernd-Marcel Gonner erhielt 2021 den Deutschen Preis für Nature Writing, zusammen mit Mara-Daria Cojocaru, und zwar für einen Text, der inzwischen veröffentlicht ist: eine durchaus avancierte Montage verschiedener Textelemente zu seinen Wahrnehmungen, Erfahrungen und Tätigkeiten

22 Diese unerlässliche Konkretheit und Genauigkeit von Naturwahrnehmung und -erkundung grenzt Texte des Nature Writing z.B. von einem Großteil der traditionellen, spät- und nachromantischen deutschen Naturlyrik und auch von Prosatexten ab, die eben gerade mit unbestimmten Naturevokationen (Tal, Bach, Wald, Vöglein, Blumen usw.) operieren. Es werden pauschale, symbolisch aufgeladene Naturvorstellungen aufgerufen, die ein ‚Stimmungsbild‘ erzeugen sollen und nur noch einen ungefähren Bezug zu ‚Real-Natur‘ brauchen. Das führt dann oft dazu, dass die evozierte ‚Natur‘ zum Fantasiegebilde wird – Annette von Droste-Hülshoff kann in ihrem berühmten Gedicht ‚Der Knabe im Moor‘ umstandslos Moor und Heide als landschaftliche Einheit beschwören, weil es gar nicht um deren konkrete Beschaffenheit geht, sondern um die (auf vormoderne ‚Mythen‘ gegründete) stimmungsvolle Evokation unbewohnter, öder und geheimnisvoller Gegenden. Vgl. Ludwig Fischer: Die Entdeckung des Moors für Literatur und Kunst. In: *CulturMag*, <http://culturmag.de/litmag/ludwig-fischer-moorkunde/118977> (29.01.23). Ähnlich bringt es Hermann Löns fertig, im Moor Wacholder wachsen zu lassen, weil für seine (scheinbar sehr konkrete) Wahrnehmung die menschenleeren Landschaften Moor und Heide ineinanderfließen, denn beide sollen als ‚verwunschene‘ und geradezu geisterhafte Stimmungslandschaften beschworen werden. Vgl. Hermann Löns: *Mein braunes Buch*. Hannover 1912, S. 177–185.

in der Steppenheidenlandschaft des Oberen Taubertals. Gonner ist einer der wenigen deutschsprachigen Autoren, der von seiner leiblichen und mentalen, sehr handfesten Arbeit an und mit der Natur schreibt – im englischsprachigen Nature Writing gibt es das sehr viel häufiger.²³

Das kleine Buch *Sediment und Sedum*²⁴ enthält unter anderem Passagen mit Landschaftsbeschreibungen, die noch kleinste Details erfassen, gelegentlich zu regelrechten Bestandaufnahmen werden, vor allem der vielen seltenen Pflanzen in den Trockenrasen-Gesellschaften auf den Muschelkalkhängen. Die kleinteiligen Flächen werden in Hangrichtung begrenzt durch „Steinriegel“, lang-schmale Dämme, Aufschüttungen aus Lesesteinen, die im Lauf der Jahrhunderte von den Bauern an die Ränder ihrer mageren Weiden geworfen wurden und sich allmählich zu eigenen Biotopen aus Steinanhäufungen entwickelten, in denen sich auch Flugsand und Humusteilchen festsetzen. Diese charakteristischen Landschaftselemente heißen in der regionalen Mundart „Steinrasseln“²⁵, haben auch noch andere Namen: „Beidseits der Karmauern, Steinrasseln, Steinrutschen – auf welchen Namen immer sie *nicht* hören – [...]“.²⁶ Die Zitate belegen, dass Gonner – wenn auch auf listige Weise – *erklären*, die standardsprachlich unüblichen Benennungen für die Lesenden vertraut machen muss. Nachdem er, auch durch ausführliche Nahbetrachtungen, kleine Arbeitsberichte, sogar eingefügte Zitate, eine sehr konkrete Vorstellung von den landschaftsprägenden Steinwällen erzeugt hat, kann er die Benennungen variieren, gewissermaßen literarisch freihändiger verfahren. Das ist aber für die Pflanzen, die er auf den Steinriegeln identifiziert, nicht möglich.

Ohne Sensen, Schafe oder Ziegen geht nichts in diesem Gelände – oder alles wieder verloren und unter, an gewonnenem Grasland wie blankem Steinrain. Anfangs, und durchweg unspektakulär noch, sprießen aus und setzen sich auf den steinernen Wälzern fest: Waldrebe, Stachelbeere, Taube Trespe, Echter Schaf-Schwengel. Schmalblättriger Hohlzahn, Blutroter Storchschnabel, Echte Nelkenwurz, Kratzbeere, Gemeiner Rainkohl, Weißer Mauerpfeffer, Große Brennnessel, Echter Baldrian und Gewöhnlicher Feldsalat die geläufigsten – bei einer Vegetationsbedeckung von 30 %, wie es die Biologen in ihrer papiernen Sprache knistern lassen. Zwischen 50 – 60 % Bedeckung und echter Verwilderung schlagen an und zu: an Sträuchern: Weißdorn, Weißer Roter Hartriegel, Faulbaum, Purgier-Kreuzdorn, Stachelbeere, Brombeere und Schlehdorn, an Bäumen: Feld- und Bergahorn, Gemeiner Hasel, Espe, Vogelkirsche und Stieleiche. Wo das Verwachsen fröhlichste Urstände (ohne jede Umstände) feiert, gesellen, eher: quetschen sich hinzu und dazwischen: Gewöhnlicher Spindelstrauch, Waldrebe, Echter Hopfen, Rote Heckenkirsche, Traubeneiche, Hundsrose, Kratzbeere und Roter Holunder.²⁷

Die zitierte Passage wirkt zunächst wie eine mit ein paar Nebenbemerkungen aufgelockerte Bestandaufnahme, wie die Sprachform einer botanischen Kartierung entlang der Steinriegel, die sich den Hang hinaufziehen. Dass aber die standardsprachlich gemeinhin gebräuchlichen Namen der Pflanzen aufgeführt werden, überdeckt mit der scheinbaren Eindeutigkeit der Benennung eine ganze Reihe von problematischen Entscheidungen, die in diesen Namen stecken. Zum einen sind längst

23 Einer der Ahnherren dieser Linie ist der Bauernsohn John Clare (1793–1864), der englische Nature Poet des 19. Jahrhunderts. Beispiele aus den letzten Jahren: James Rebanks: *Mein Leben als Schäfer*. München 2015; John Lewis-Stempel: *Ein Stück Land. Mein Leben mit Pflanzen und Tieren*. Köln 2017; Ders.: *Im Wald. Mein Jahr im Cockshutt Wood*. Köln 2020. Die von Robert Macfarlane 2005 eingesammelten Vorschläge für eine Nature Writing-Bibliothek enthalten eine Menge weiterer einschlägiger Titel: <https://www.theguardian.com/books/2005/jul/30/featuresreviews.guardianreview22> (13.10.2022).

24 Bernd Marcel Gonner: *Sediment und Sedum*. Ludwigsburg 2021.

25 „Steinrasseln, hieß es, hießen sie als Kind von Seiten der Erwachsenen. Echsen, sagten wir [...]“. Ebd., S. 18.

26 Ebd., S. 35.

27 Ebd., S. 18 f.

nicht alle sprachgeschichtlich legitimiert, durch ein hohes Alter der klar definierten Benennung – noch bis ins 18. Jahrhundert wird in den Dokumenten ein und derselbe Pflanzename nicht selten für unterschiedliche Gewächse verwendet. Und später kommen eine ganze Reihe von ‚Kunstnamen‘ für einzelne Arten auf, die vorher nicht klassifikatorisch unterschieden wurden.

Zum anderen werden für viele einzelne Pflanzen auch heute noch in den Bestimmungsbüchern mehrere standardsprachliche Benennungen angegeben. Damit wird der faktische, eben oft regional unterschiedliche Sprachgebrauch berücksichtigt: Auch Pflanzennamen haben umgangssprachlich in vielen Fällen eine sprachgeografisch begrenzte Reichweite – mundartlich bzw. dialektal übliche Namen sind in die (regional ‚gefärbte‘) Hochsprache unterschiedlicher Räume gewissermaßen erhoben worden.

Faktisch bewegt sich Gonner daher mit seiner Auflistung von Pflanzen, die auf den Steinriegeln seiner Gegend vorkommen, in einer ‚Mittellage‘ der Benennung bestimmter Naturerscheinungen: Er verwendet ‚eingeführte‘, auch in der deutschsprachigen Botanik gebräuchliche standardsprachliche Namen, die aber gleichwohl keine *umgangssprachliche* ‚Definitionsmacht‘ für den gesamten deutschsprachigen Raum beanspruchen können. Dennoch sucht er mit den benutzten Namen eine große Reichweite der Benennungen zu erlangen, indem er sich an eine wissenschaftlich etablierte Nomenklatur anlehnt. Das lässt sich am Beispiel Große Brennnessel zeigen: Die umgangssprachlich weithin dominante Bezeichnung ‚Brennnessel‘ macht keinen Unterschied zwischen den beiden hierzulande verbreiteten Brennnesselarten, Große und Kleine Brennnessel (und auch den beiden anderen, selteneren Pillen-Nessel und Sumpf-Nessel). Indem Gonner eine in der Fachliteratur klar definierende Benennung verwendet, lehnt er sich einerseits an die Namensgebung in der beglaubigten Botanik an, hält aber zugleich den Anschluss an umgangssprachlich bekannte, eher ‚unscharfe‘ Bezeichnungen.

Die botanisch nicht geschulte Leserschaft allerdings wird dennoch die meisten der im Text aufgeführten Namen als referenzlose sprachliche Chiffren wahrnehmen, salopp: mit ihnen nichts anfangen können – außer dass sie den Klang der Wörter auf sich wirken und damit die freiesten Assoziationen in Gang setzen lässt. Kaum jemand dürfte bei der Lektüre ein Pflanzenbestimmungsbuch zur Hand nehmen, um mit den Namen eine anschauliche, präzise Information zu verbinden.

4. Benennung und Kunst-Natur

Damit aber tut sich ein veritables Problem für Nature Writing auf, das nur zu gern im wahrsten Sinn des Wortes beschönigt wird, wenn man sich mit der (kunst-)literarischen Vergegenwärtigung von ‚Natur‘ befasst. Auf ein Kürzel gebracht, handelt es sich um die unaufhebbaren, starken Ambivalenzen der Verwandlung von ‚Natur‘ (ein kulturell und historisch variables Konstrukt) in den Kunst-Gegenstand.

Was es damit auf sich hat, lässt sich auch im Anschluss an die Überlegungen zu Gonners Text aufzeigen. Gonner schreibt nicht nur eindrücklich von seiner eigenen körperlichen und mentalen Arbeit auf den Hängen des Oberen Taubertals, er stellt auch – nicht zuletzt durch viele, manchmal längere Zitate aus einschlägigen Büchern

– Verbindungen zur Geschichte der Region her und zu den angestammten Bewohnern und Bewohnerinnen und ihren Vorfahren, die noch die Magerwiesen bewirtschafteten. Diese Verbindungen wären literarisch sehr viel unmittelbarer Elemente des Textes geworden, hätte er für die Benennung der Pflanzen nicht die deutschen Namen verwendet, die in der Fachliteratur gebräuchlich sind und somit als national-sprachlich eingeführt gelten dürfen, sondern die Pflanzennamen in der mittelfränkischen bzw. nordwürttembergischen Mundart präsentiert.

Damit aber wären diese Benennungen für den Großteil der Lesenden ganz und gar ‚referenzlos‘ geworden, bloße Verschriftlichungen fremdartiger Wörter, mit denen kein Bezug mehr zu ‚Real-Erfahrung‘ hergestellt werden kann. Das aber würde dem grundlegenden, tragenden Impuls von Nature Writing strikt entgegenwirken. Denn der liegt ja gerade darin, eine unmittelbare, sinnlich-körperliche Erfahrung und Erkundung von Naturerscheinungen zur Sprache zu bringen, in Literatur ‚nachvollziehbar‘ zu vergegenwärtigen.²⁸ Wenn die benannten Naturphänomene durch die *Art und Weise* ihrer Benennung sozusagen gegenstandslos werden, als Realgrund von Erfahrung gar nicht mehr aufscheinen können, weil die Benennungen faktisch als unverständliche Fremdwörter aufgenommen werden, und falls nicht eine eingehende Beschreibung, eine sprachliche Darstellung der Naturerscheinung gegeben wird, dann ist der elementare literaturstrategische und öffentlichkeitswirksame Antrieb von Nature Writing aufgekündigt. Paradoxaerweise werden dann die Benennungen, die doch als regionalspezifische bzw. mundartliche so genau wie möglich an eine konkrete, bis ins Lokale verifizierbare und lebenspraktisch erarbeitete Beziehung zu Natur gebunden sind, zu selbstreferenziellen Sprachelementen. Ihre Erscheinung tendiert damit zum ‚reinen Sprachspiel‘, ihre (ästhetische) Bedeutung entsteht beinahe ausschließlich aus den Bezügen der materiellen Sprachbestandteile zueinander – damit wäre man beim Programm der Konkreten Poesie.²⁹

Das jedoch würde für die allermeisten der Lesenden, die für so verfahrenende Texte angenommen werden kann, zweifellos bedeuten, dass sie ‚gar nichts mehr verstehen‘, nur noch den Klang bzw. die Buchstabenfolge fremdartiger Wörter aufnehmen. Ich möchte das an zwei Kartenausschnitten zu den Pflanzennamen illustrieren, mit denen ich mich bei meiner Arbeit fürs Brennessel-Buch³⁰ beschäftigen musste.

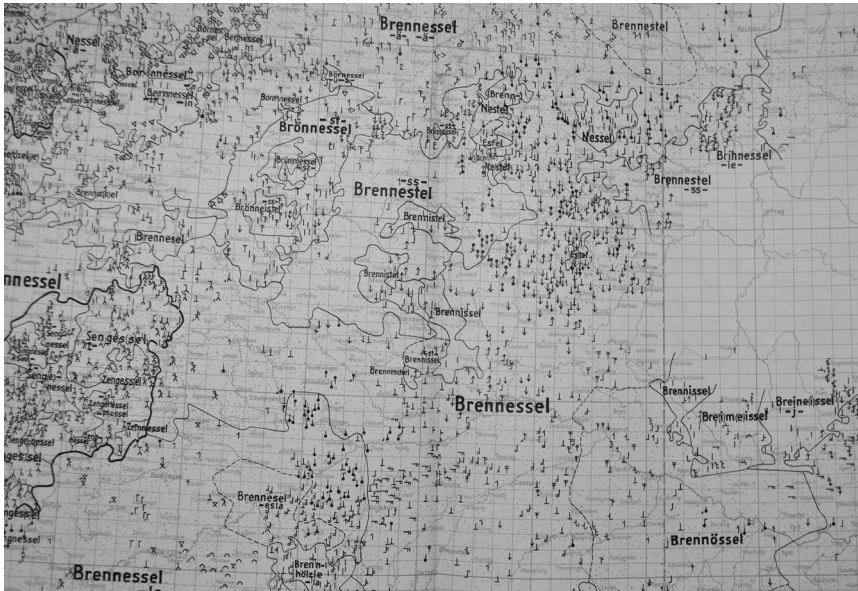
Die schwedische Sprachwissenschaftlerin Iris Nordstrandh hat 1954 eine Dissertation veröffentlicht, wie es sich damals in Lund gehörte, auf Deutsch: *Brennessel und Quecke. Studien zur deutschen Wort- und Lautgeographie*.³¹ Darin griff sie auf das Material zurück, das seit vielen Jahrzehnten im Archiv des Deutschen Wortatlas in Marburg angesammelt wurde. In der Dissertation geht es also, der Anlage des

28 Vgl. dazu das wichtige, sprachphilosophisch grundierte Buch von Jürgen Goldstein: *Naturerscheinungen. Die Sprachlandschaften des Nature Writing*. Berlin 2019.

29 Dazu nur Franz Mon: *Texte über Texte*. Neuwied/Berlin 1970; Eugen Gomringer (Hrsg.): *Konkrete Poesie. Deutschsprachige Autoren*. Stuttgart 1972; Thomas Kopfermann (Hrsg.): *Theoretische Positionen zur konkreten Poesie. Texte und Bibliographie*. Tübingen 1974; Harald Hartung: *Experimentelle Literatur und konkrete Poesie*. Göttingen 1975; Michael Glasmeier: *buchstäblich wörtlich wörtlich buchstäblich*. Berlin 1987.

30 Ludwig Fischer: *Brennesseln. Ein Portrait*. Berlin 2017.

31 Iris Nordstrandh: *Brennessel und Quecke. Studien zur deutschen Wort- und Lautgeographie*. Kopenhagen 1954.



Walther Mitzka/Ludwig Erich Schmitt: *Deutscher Wortatlas*. Band 17. Giessen 1969, Tafel 1: Brennessel.

Wollte man also den Volksmund, so lange er noch reden konnte, wirklich zu Wort kommen lassen, hätte man aus den bloßen lokalen und regionalen Namen der Pflanzen – soweit es für die von Gonner angeführten Gewächse solche mundartlichen Namen gab – ein Tableau von Lautgemälden erstellt, die für uns urban enkulturierte Durchschnittsbürger und -bürgerinnen einen hübschen literarästhetischen Spaß ergäben, aber einen ohne jede naturkundliche ‚Bedeutung‘, ohne jede fassliche Sinnverbindung zu den Naturphänomenen – mit einem strategischen Begriff eben ‚Konkrete Poesie‘.

Ich habe mir einen solchen Spaß in meinem Brennesselbuch erlaubt. Iris Norstrand hat aus dem Material des Deutschen Wortatlas’ 1100 lautlich und morphologisch unterschiedene Namen für die Brennessel herausgefiltert. (Bei der Quecke sind es über 1800.) Ich habe ein knappes Zehntel davon ausgewählt und ein Textgebilde daraus geformt, dass man durchaus den Varianten der Konkreten Poesie zugesellen könnte.

Sengnessel Zengenessel Singnessel Zingesel
 Sengel Sangelnessel Sengenierdel Zenghessel Singelette
 Bitzel Brennhölzle Brutschel Feuernessel Höhnernettel
 Schrienessel Hadernessel Haarnettel Breinischel
 Hiddelnettel Hirrenettel Hisselnettel Eternessel Pickmadam
 Brennblume Nillek Schwienettel Broanirl Bronnelle
 Fiernettel Neddelkrut Brengnettel Schweinsrose Nessern
 Dobennettel Brandfuß Segefze Brannelles Schriepflanze
 Behndöstel Teufelskraut Dunnerettel Sigeska
 Brinnerln Füernettel Hettel Brennägel Dannettel Närtel
 Pennel Nattr Neerteln Brennetkle Neutka Nassu
 Heitenittel Nirrel Neiiellen Bremsel Niodel Assel Heuzmittel
 Banedit Stechmansell Branknielertel Butzeln

Hüttenessel Hannatter Brennboom Heuzmittel Brennte
 Bröneäsel Bonnesiel Ginselkrut Bitzdöhn Sängäsöhl
 Biesten Jucknessel Hiddemellen Hitzele Bretzele Geisele
 Pinnes Adernessel Haderesten Gänslagroas Bissel
 Brennkrut Senktnestel Bickes Destel Eassel Zaigaißel
 Brennhexel Stecherte Brömößl Zängelneß Schnot' n
 Senglies Zindhölza Pfengessel Hundsnessel Dachterl
 Donnernessel Brühnetzel Hessel Hanfnessel Kitzelblume
 Kratzer Puterkrut³³

Bei Lesungen bildet die Sprech-Performance dieses Textgebildes verlässlich den Höhepunkt, ich liefere ein exotisches Hörvergnügen, das mit der Vermengung von Verständlichem und Unverständlichem jongliert, aber dem Wissen und der Vorstellung von der Brennessel höchstens die Ahnung davon verschafft, wie viele Namen für diese Pflanze verdorrt und gestorben sind.

Mit Nature Writing hat eine solche ästhetische Entweltlichung von Benennungen, die einmal etwas schmerzhaft Wirkliches meinten, nichts, aber auch gar nichts mehr zu tun. In Analogie zu postkolonialen Argumentationen könnte man allenfalls von einer Sprachmaterial-Variante der sogenannten Beutekunst sprechen, einer kulturherrschaftlichen Entwendung aparter Wörter aus ihrem lebensweltlichen, kleinräumigen und sozial deklassierten Gebrauch. Aber die Sprecher und Sprecherinnen der allermeisten dieser 1100 unterschiedlichen Namen für die Brennessel sind längst tot, die Wörter winzige, wissenschaftlich gerettete Sprachmumien. Die unglaublich fleißigen Sammler und Sammlerinnen in Diensten des Deutschen Wortatlas haben, vielleicht ohne sich dessen bewusst zu sein, nach der Maxime des Bildungsbürgertums gehandelt, das spätestens seit der gescheiterten Revolution von 1848 und der hemmungslosen Industrialisierung im nostalgischen Blick auf die vormodernen Kulturen wenigstens deren materielle Relikte und fixierbaren Zeugnisse zu sammeln und zu bewahren suchte, weil man erkannt hatte, was – wie der großartige norddeutsche Fotograf Theodor Möller es formulierte – unabwendbar „dem Untergange geweiht“ war.³⁴

Wir stehen heute in ganz anderen Debatten über drohende Untergänge, und kulturvernichtende Kriege sind mit all ihrer unerträglichen Grausamkeit und Sinnentleerung wie brutale, regressive, kontraproduktive Formen der Einübungen in den zugemuteten Entzug von Lebensgrundlagen, den wir mit dem Wohlstand in unseren Komfortzonen vorantreiben. In einer solche Lage allerdings kann es ein Akt des Widerstands werden, entschwindende Wörter für manche Naturerscheinungen zu benutzen, von denen wir doch eigentlich auf Gedeih und Verderb abhängig sind, von denen wir aber meinen, uns emanzipiert zu haben.

Anders formuliert: Genuinem Nature Writing kommt eine bedeutsame gesellschaftliche Funktion nicht schon dadurch zu, dass in den Texten explizite, flammende Appelle für Schonung, Achtung und Hege des Naturgegebenen enthalten sind, wie etwa bei John Muir³⁵, Henry Beston³⁶, George Monbiot³⁷ und vielen anderen. Vielmehr

33 Fischer: *Brennessel*, S. 27.

34 Vgl. Theodor Möller: *Die Welt der Halligen*. Neumünster 1924, Vorwort (o.S.).

35 John Muir: *Bäume vernichten kann jeder Narr*. Berlin 2017.

36 Henry Beston: *Das Haus am Rand der Welt. Ein Jahr am großen Strand von Cape Cod*. Hamburg 2018.

37 George Monbiot: *Verwildert. Die Wiederherstellung unserer Ökosysteme und die Zukunft der Natur*. Berlin 2021.

zielt Nature Writing eigentlich auf die mentalen und affektiven Grundlagen unseres Naturverhältnisses, die in der sinnlichen Wahrnehmung der natürlichen Mitwelt und der leiblich-kognitiven Aufmerksamkeit für dasjenige zu suchen sind, mit dem wir durch tausende von stofflichen wie atmosphärischen Allianzen verbunden sind.³⁸ Die Wahrnehmung und die Aufmerksamkeit fangen nicht mit dem Benennen an, sondern mit der zum größten Teil jenseits des Bewussten geschehenden Hinwendung zu dem Anderen, ohne das wir nicht sein können.³⁹ Aber was von diesen Hinwendungen, Verbindungen unser Bewusstsein erreicht, will auch benannt werden, weil wir nun einmal soziale Wesen sind, die sich vor allem durch Sprache über ihre Lebenswelten verständigen.

5. Die Wissenschaft, die Wissenschaft

Die Schwierigkeiten, die sich beim Benennen der Naturerscheinungen mit national- bzw. regionssprachlichen Namen womöglich ergeben, könnten den Schluss nahelegen, man müsse sich vielleicht doch an die taxonomische Nomenklatur halten, um Klarheit darüber zu schaffen, was denn nun wirklich mit dem Benannten gemeint ist. Und dass Nature Writing eine zumindest halbwegs zuverlässige, anerkannte, beglaubigte Benennung der wahrgenommenen Naturerscheinung braucht, scheint ebenfalls unstrittig. Eine sichere und auch transnational nutzbare Benennung scheint gegeben, wenn man die binäre Nomenklatur verwendet, die seit etwa 250 Jahren als verbindlich gilt und eine eindeutige, definitorische Identifikation zumindest von Lebewesen – Bakterien, Viren, Algen, Pilzen, Flechten, Pflanzen, Tieren – ermöglichen soll.

Ein kurzer Blick auf dieses vermeintlich sichere Gelände der naturwissenschaftlichen Taxonomie muss hier genügen, auch weil nur die wenigsten Nature Writers die binären lateinischen Namen für klassifizierte Lebewesen verwenden – immerhin, David Henry Thoreau tat es oft, und gefeierte Autoren wie Richard Mabey oder Bernd Heinrich stehen ihm nicht nach. Ich komme noch einmal auf die Beispiele zurück, die ich anhand der Dissertation von Iris Nordstrandh behandelt habe. Für die Autorin waren die botanischen Namen der beiden Pflanzen klar – nein: mehr oder weniger klar: Brennessel = *Urtica dioica*, Große Brennessel, und *Urtica urens*, Kleine Brennessel. Quecke = *Agropyrum repens* = *Triticum repens*. Für die Gemeine Quecke galten damals also zwei verschiedene botanische Namen, und nur der zweite geht auf Linné in seiner Systematik von 1753 zurück,⁴⁰ war also sozusagen der geadelte Name. Schlägt man nur, um sich rückzuversichern, ein aktuelles botanisches Lehrbuch auf, stellt man fest, dass heute die Gemeine Quecke als *Elymus repens* klassifiziert ist, wobei die Synonyme *Triticum repens*, *Elytrigia repens*, *Agropyron repens*, *Elymus hoffmannii*, *Elymus neogaeus* und *Elymus vaillantianus* vermerkt sind.⁴¹ Hinter jedem dieser verschiedenen botanischen Namen für eine einzige Pflanze steht ein

38 Dazu demnächst Ludwig Fischer: *Naturallianz. Über ein verändertes Verständnis des Naturgeschehens*. Essay. Berlin 2023.

39 Zur Grundlage von Aufmerksamkeit vgl. auch Malkmus: Staunen, S. 247.

40 Carolus Linnæus: *Species Plantarum*. Bd. I. Stockholm 1753, S. 86.

41 Z.B. Gerald Parolly u.a. (Hrsg.): *Schmeil-Fitschen. Die Flora Deutschlands und angrenzender Länder*. 93. Aufl. Wiebelsheim 2019.

abgekürzter Personennamen, nämlich das Signum desjenigen (oder derjenigen), der (die) einen Namen fabriziert und taxonomisch begründet hat.

Nicht genug damit: Die Gemeine Quecke, für deren ‚ungenauere‘ deutschsprachige Benennung Iris Nordstrandh eine halbe Dissertation verfassen musste, kommt in mehreren Unterarten vor, für die es wiederum verschiedene botanische Namen gibt. Und was wir umgangssprachlich ‚Quecke‘ nennen, bezeichnet durchaus verschiedene Arten der Gattung *Elymus*, die in Mitteleuropa vorkommen. Die Zurechnung dieser einzelnen Arten zur Gattung *Elymus* ist aber nun sehr umstritten, denn die Taxonomen und Taxonominen rechnen mal 40, mal 235 Arten zu dieser einen Gattung, so dass sich die weltweit vorkommenden Queckenarten je nach vorgetragener Klassifizierung auf mindestens 25 namentlich und systematisch unterschiedene Gattungen verteilen können:

*Sitospelos, Terrellia, Asperella, Hystrix, Elytrigia, Gymnostichum, Sitanion, Polyantherix, Braconotia, Cryptopyrum, Roegneria, Crithopyrum, Elytrigium, Goulardia, Campeioctachys, Semeioctachys, Lophopyrum, Pasco-pyrum, Pseudoroegneria, Psammopyrum, Connorochloa, Elymotrigia, Elysitanion, Terrelymus, Pseudelymus.*⁴²

Fast alle dieser Benennungen sind Kunstprodukte, Basteleien aus griechischen und lateinischen Wörtern oder Silben oder latinisierten Namen, und die Reichweite der einzelnen Konstrukte ist zeitlich, nationalkulturell oder wissenschaftsorganisatorisch sehr relativ. Von den Kämpfen der Taxonomen und Taxonominen um Benennungsmacht machen wir kulturwissenschaftlich Sozialisierten uns überhaupt keine Vorstellungen, da fliegen unter Umständen die Fetzen.

Was bleibt von diesem kurzen Einblick in ein wahrhaftig umkämpftes kunstsprachliches Feld? Auch in der wissenschaftlichen Systematik kann kaum etwas als völlig sicher gelten, und manchmal liegt, wer eine beglaubigte Benennung verwendet, in den Augen von Betrachtern und Betrachterinnen völlig falsch. Trotzdem erscheint auch in Nature Writing die Identifikation eines Lebewesens mittels der binären Nomenklatur als Beweis der naturkundlichen Kenntnis und als Garantie für die unzweifelhafte Bestimmung des Wahrgenommenen. Die Aura des Unanfechtbaren und Verlässlichen, das über alle Grenzen hinweg Gültigen umgibt den lateinischen Doppelnamen, aber gerade mit der Exaktheit und der Benennungskraft der wissenschaftlichen Artenbezeichnung und der Klassifikation wird in verschiedener Weise ein literarisch-ästhetisches Spiel getrieben. Ob solche Literatur freilich genuinem Nature Writing zugerechnet werden kann, erscheint fraglich.⁴³

6. Nature Writing und das ‚narrative Ethos‘

Das produktive, lebensweltlich wirksame Benennen beruht auf zwei entscheidenden mentalen Bewegungen: auf der Aneignung der ‚toten Arbeit‘ von Generationen, indem wir das ererbte Sprachvermögen in unsere ‚lebendige Arbeit‘ aufnehmen, und

⁴² Vgl. die Basis-Informationen: <https://de.wikipedia.org/wiki/Quecken> und <https://de.wikipedia.org/wiki/Kriech-Quecke> (01.02.2023).

⁴³ Zu einem kulturanalytischen Blick auf die biologische Taxonomie und ihre literarische ‚Dysfunktionalisierung‘ vgl. den vorzüglichen Aufsatz von Felix Lempp/Antje Schmidt/Jule Thiemann: Poetische Taxonomien. Un-/Geordnete Begegnungen zwischen Pflanzen, Menschen und Tieren in Lyrik und Prosa der Gegenwart. In: *literatur für leser:innen* 1/20, 43. Jg. 2022, S. 18–37, bes. S. 19–27. Der Schwerpunkt der Betrachtungen liegt auf dem ‚poetischen Spiel‘ mit den Prinzipien der Taxonomie.

auf der Akkumulation von leiblich-sinnlichen Erfahrungen, die sich in die neuronale Organisation unserer Körper buchstäblich einschreiben. Beides droht uns jetzt zu entgleiten, indem wir uns auf die technologische Hochrüstung unseres Lebensvollzugs so abgrundtief einlassen. Ein Nature Writing, das diesen Namen verdient, speist sich aus beiden Bewegungen: aus der leiblich-sinnlichen Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Hinwendung zum Anderen, das mit uns da ist, woraus sich Erfahrung bildet, und aus der Erarbeitung des sprachlichen Ausdrucks für die elementare Erfahrung. Benennungen des Wahrgenommenen sind nur ein Teil des sprachlichen Ausdrucks, aber an ihnen zeigt sich viel von der Art der Wahrnehmung und Aufmerksamkeit.

Das möchte ich noch an kurzen Beispielen erläutern. Das eine stammt aus dem bereits erwähnten, hoch gepriesenen Text von Judith Schalansky über Spaziergänge in ihrer Kindheitslandschaft am Flüsschen Ryck bei Greifswald.

Mehlschwalben lavieren geschäftig über der gekräuselten Wasseroberfläche, auf der vereinzelt Froschbissblätter treiben. Lupinen strecken ihre lichtblauen Blütenkerzen herrschaftlich empor. Zerbrechlich zart dagegen erscheint, neben winzigen, farnblättrigen Trieben der Schafgarbe, der krautige Ehrenpreis mit seinen blauvioletten Blümchen. Zwischen fasrigem Breitweigerich verwest blauschuppig glänzend das Hinterteil eines angefressenen Barsches, den ein Fischadler übrig gelassen haben muss. Hoch aufgeschossenes Schaumkraut strichelt birkenweiß die Streuwiesen. Braunkehlchen flitzen mit karamellfarbener Brust tschilpend von Halm zu Halm. Aus zittrigem Schilf dringt der vehemente Ruf des Rohrsängers, bald darauf aus einem nahen Wald das klangvolle Flöten des Pirols.⁴⁴

Schalanskys Text ist bewundert worden für seine unerhört differenzierte Beschreibung auch noch kleinster und unscheinbarer Naturphänomene in der noch vergleichsweise extensiv genutzten Kulturlandschaft nahe der Ostseeküste. Vor allem die exorbitante Vielfalt der Adjektive in der Wiedergabe der visuellen Eindrücke, besonders der subtile Reichtum der Farbadjektive, ist von der Kritik als in der deutschen Gegenwartsliteratur einmalig gelobt worden.⁴⁵ Die Autorin hat in Interviews erzählt, dass sie nicht nur jenes alte Wörterbuch für eine weithin unbekannte Feinheit von Farbbezeichnungen benutzt hat, sondern dass sie auch mit Bestimmungsbüchern durch die Landschaft gegangen ist, um Pflanzen und Tiere identifizieren zu können.⁴⁶

Das ist alles für Nature Writers ganz legitim. Die Benennungen sollen die Phänomene ‚richtig‘ zu identifizieren erlauben. Aus den Benennungen zahlloser Pflanzen, Tiere, landschaftlicher Erscheinungen usw. ist eine sehr dichte Folge sprachlich evozierter Naturphänomene entstanden, die bei der Lektüre sehr kurz aufgerufen und sozusagen addiert werden. Etwas respektlos formuliert kann man sagen: Der Text bietet eine Revue ausgesuchter Kürzestevokationen unverbundener Einzelheiten bestimmter natürlicher Ensembles, ohne dass sehr viel mehr als eine Benennung mit einer ausschmückenden, meistens visuellen Qualifikation präsentiert wird. Man erfährt über

44 Judith Schalansky: Hafen von Greifswald. In: Dies.: *Verzeichnis einiger Verluste*. Berlin 2018, S. 173–188, hier S. 184 f.

45 Vgl. z.B. Richard Kämmerlings: Eine schriftstellerische Rettungsaktion. In: *Die Welt*, <https://www.welt.de/kultur/literarischewelt/article183765360/Judith-Schalansky-Eine-schriftstellerische-Rettungsaktion.html> (04.04.2023); Jörg Magenau: Wo das Einhorn lebt. In: *Süddeutsche Zeitung*, <https://www.sueddeutsche.de/kultur/deutsche-gegenwartsliteratur-wo-das-einhorn-lebt-1.4204578> (04.04.2023).

46 Vgl. z.B. die Aufzeichnung eines Gesprächs im Staatstheater Mainz bei SWR2 (freigegeben 27.11.2018) <https://de.scribd.com/podcast/418489180/Judith-Schalansky-Verzeichnis-einiger-Verluste-Gesprach> (04.04.2023). Vgl. auch das Interview mit Julia Proisinger und Susanne Kippenberger. In: *Der Tagesspiegel*, <https://www.tagesspiegel.de/gesellschaft/mein-herz-schlagt-fur-die-zukunftgekommenen-4049248.html> (04.04.2023).

die vorgeführten Naturphänomene so gut wie nichts Näheres zu Erscheinungsform, Standort, Eigenschaften, Vergesellschaftung, ökosystemarer Bedeutung, geschweige denn – mit wenigen Ausnahmen im Verlauf der 15 Druckseiten – über die Hinwendung zu, das Interesse an, den situativen Umgang der Wahrnehmenden bzw. Schreibenden mit den erwähnten Naturerscheinungen.

Damit aber wird es sehr schwierig, den als grandioses Beispiel für deutsches Nature Writing gelobten Text überhaupt dem genuinen Nature Writing zuzurechnen. Denn die Wahrnehmungen, von denen dieses ‚eigentliche‘, *notwendige* Nature Writing berichtet, beruhen auf einer einlässlichen Befassung mit den ‚Naturdingen‘, die mehr sucht als eine schiere Addition vorüberhuschender visueller oder auch akustischer Eindrücke.

Der englische Nature Writer und Literaturwissenschaftler Mark Cocker hat in einer Polemik gegen Veröffentlichungen unter anderem von Robert Macfarlane von der Gefahr gesprochen, dass die literarische Vergegenwärtigung von ‚Natur‘, die realiter weitgehend verarmt oder zerstört ist, zur sprachlichen bzw. literarischen ‚Kostbarkeit‘ der Reste-Wahrnehmung wird.

The real danger is that nature writing becomes a literature of consolation that distracts us from the truth of our fallen countryside, or – just as bad – that it becomes a space for us to talk to ourselves about ourselves, with nature relegated to the background as an attractive green wash.⁴⁷

Und Cocker benennt auch den sozialstrategischen Grund für diese Gefahren, indem er den Bergsteiger Jim Perrin mit der Bemerkung zitiert, „that new nature writing is quintessentially an urban literature with a primarily metropolitan audience“⁴⁸.

Von einem Mitglied dieser urbanen Elite für das ambitionierte urbane Publikum ist ein Text wie der von Schalansky verfasst, folgerichtig entstand er aus einigen wenigen, kurzen Besuchen in der beschriebenen Landschaft. Auch das muss noch kein Grund für ein ‚problematisches‘ Stück Literatur sein. Aber der zitierte Text verrät dieses ‚Problematische‘ schon, wenn man etwas genauer hinsieht. Dafür nur drei kleine Hinweise: Lupinen (*Lupinus albus* oder *luteus*) blühen von Juni bis August/September, aber Wiesenschaumkraut (*Cardamine pratensis*) blüht im April bis höchstens Ende Mai. Das heißt: Die gleichzeitige Wahrnehmung von Blüten der beiden Pflanzen im Freien kann also nicht stattgefunden haben. Auch Gemeiner Ehrenpreis (oder Köhlerkraut – *Veronica officinalis*) blüht erst ab Juli bis in den Herbst, kann also auf gar keinen Fall zur Zeit der Wiesenschaumkrautblüte „seine blauvioletten Blümchen“ vorweisen. Mehr noch: Braunkehlchen (*Saxiola rubetra*) leben im mehr oder weniger offenen Wiesen-gelände und „flitzen“ da nicht „von Halm zu Halm“ – auf Grashalmen können auch die nur 15 bis 25 Gramm wiegenden Vögel sich nicht niederlassen, und auf Schilfhalmen nehmen sie nicht Platz, eher auf einzeln stehenden Büschen, hängenden Zweigen oder hohen Stängeln z.B. von Kratzdistel, Brennnessel, Königskerze oder Drachenkopf. Außerdem ‚tschilpen‘ Braunkehlchen nicht, sondern singen leise zwitschernd mit flötenden Anklängen kurze Strophen. Und welchen Rohrsänger die Autorin da gehört haben will, bleibt ungesagt – Schilfrohrsänger (*Acrocephalus schoenobaenus*) oder Teichrohrsänger (*Acrocephalus scirpaceus*) oder Drosselrohrsänger (*Acrocephalus*

47 Mark Cocker: Death of the Naturalist. Why is the ‚New Nature Writing‘ so tame? In: *New Statesman*, <https://www.newstatesman.com/culture/2015/06/death-naturalist-why-new-nature-writing-so-tame> (01.02.2023).

48 Ebd.

arundinaceus) oder Sumpfrohrsänger (*Acrocephalus palustris*), gar den sehr seltenen Seggenrohrsänger (*Acrocephalus paludicola*)? Einen „vehementen Ruf“ in seinem fiependen, schnarrenden, schnalzenden und flötenden Gesang hat am ehesten der Drosselrohrsänger.⁴⁹

Manche der ‚Fehler‘ in Schalanskys Text dürften sich aus der Entstehungsgeschichte erklären: Sie ist mehrmals, zu verschiedenen Zeiten, durch die evozierte Landschaft gegangen, es hat aber – so weit bekannt – keine längeren Aufenthalte und andauernden Erkundungen gegeben. Im Text schieben sich dann die Eindrücke (Notate) aus verschiedenen Begehungen ineinander, was dann zu den angemerkten, ‚unmöglichen‘ Wahrnehmungen führt. Was dann in der Schilderung als *eine* durchgehende ‚Wanderung am Ryck‘ dargeboten wird, kann so, mit den aneinandergereihten, kurzen Aufmerksamkeiten, nicht stattgefunden haben.

Die kritischen Anmerkungen scheinen lauter Quisquilien zu sein, Beckmessereien eines halbwegs informierten Lesers, der auf die ‚Wahrhaftigkeit‘ des Wiedergegebenen besteht. Aber für Nature Writing ist die Genauigkeit, die differenzierende und verlässliche Kenntnis, die Vertrautheit mit dem literarisch Evozierten ein unbedingtes Erfordernis. Man lese etwa Thoreaus *Tagebücher* oder seine *Wanderungen in Maine* oder auch Abschnitte aus *Walden* oder *Wilde Früchte*, wo unter anderem die Geschmacksnuancen von Äpfeln verwilderter Bäume aufs Subtilste umschrieben werden. Grundlage von Thoreaus Literatur sind genaueste Aufzeichnungen und Datensammlungen, intensive Beobachtungen und Erkundungen, und so sehr Thoreau eine „extraordinäre“ Sprache, ein höchst ausgefeiltes Schreiben von sich verlangte, so wenig gibt es bei ihm eine aparte Formulierung nur des literaturästhetischen Effekts wegen.⁵⁰

Indem Schalansky sich in ihrem Text auf eine lange, geradezu betörende Reihung solcher kurzer, mit exquisiten Formulierungen erzeugter Effekte konzentriert und von den wahrgenommenen Lebewesen und Landschaftselementen so gut wie gar nichts Substanzielles vermittelt, erzeugt sie genau jene faszinierende ästhetische Oberfläche ohne einen fundierenden Erfahrungsgehalt, stellt die ‚Natur‘ als eben jene spektakuläre, aber noch nicht einmal ‚wahrheitsgemäße‘ Kulisse urbaner Schaulust vor, die Cocker oder auch Stephen Poole⁵¹ in den scharfen englischen Debatten – wie ich finde: zu Recht – angeprangert haben.

Das heißt im Umkehrschluss: Nature Writing ist selbst bei höchster literarästhetischer Raffinesse auf einen Wahrheitsgehalt der vergegenwärtigten Wahrnehmungen und Erfahrungen angewiesen. Es gibt also tatsächlich ein narratives Ethos des Nature Writing: Genauigkeit, „Hingabe ans morphologische Detail“⁵², Verlässlichkeit, Aufrichtigkeit. Nun muss solcher Wahrheitsgehalt nicht unbedingt autobiografisch verbürgt sein, im Sinne einer narrativen Authentizität des Geschriebenen. Er *kann* auch

49 Zu den deutschen Wörtern für Lautäußerungen von Vögeln vgl. Peter Krauss: *Singt der Vogel, oder ruft er oder schlägt er? Handwörterbuch der Vogellaute*. Berlin 2018.

50 Vgl. dazu etwa Dieter Schulz: *Henry David Thoreau. Wege eines amerikanischen Schriftstellers*. Heidelberg 2017, insbes. S. 159–173 und S. 189–194. Vgl. auch die Biographie von Laura Dassow Walls: *Henry David Thoreau: A Life*. Chicago 2017.

51 Steven Poole: Is our Love of Nature Writing Bourgeois Escapism? – Wie can't get enough of books about discovering yourself in the wilderness. What's it all about? In: *Guardian*, <https://www.theguardian.com/books/2013/jul/06/nature-writing-revival> (01.02.2023).

52 Malkmus: Staunen, S. 247.

als eine durch den Erzähler oder die Erzählerin vermittelte, substanzielle Erfahrung oder sogar durch eine übernommene Beobachtung mit einem sozusagen personal ungebundenen ‚Wahrheitsgehalt‘ in eine fiktionale Literaturform eingehen. Das entspricht dann der schon aristotelischen Forderung nach ‚Wahrscheinlichkeit‘ des Erzählten, also der sehr konkreten Möglichkeitsform. Barry Lopez ist ein Meister solcher Nature Writing-artigen Fiktionen.⁵³

Die normative Ebene, die mit der Deklaration eines ‚narrativen Ethos‘ in die Verständigung über Nature Writing eingezogen ist, resultiert daraus, dass Nature Writing *die* literarische Schreibart für die (im weitesten Sinn erzählende) Thematisierung des gesellschaftlich erzeugten Naturverhältnisses ist, selbst mit der Praxis des Benennens. Deshalb sehe ich gerade in unseren Zeitläuften Nature Writing unabweisbar in eine fundamentale gesellschaftsanalytische Reflexion eingebunden. Denn unerbittlich erhebt sich aus den Entwicklungen der natürlichen Lebensgrundlagen die Frage, ob wir in der Lage sind, in den Naturerscheinungen etwas anderes zu sehen als beliebig verfügbare ‚Sachen‘ oder stimulierende Dekorationen unserer zivilisatorischen Lebenswelten oder auch, wie Helen Macdonald es formulierte, bloße Spiegel unserer selbst.⁵⁴

53 Barry Lopez: *Arktische Träume*. München 2000; Ders.: *Winterchronik. Wanderwege*. München 2001; Ders.: *In der Wüste. Am Fluß*. München 2002.

54 Helen Macdonald: Vorwort. In: T. H. White: *Der Habicht*. Berlin 2019, S. 8.